

Kunstraum Zumhof im September 2018

**SCHLAGLICHTER** auf die zeitgenössische Kunst

mit

**Hardy Langer, Maria Gideon, Charlie Stein, Andy Best, Wlodek Szwed und Jean-Marc Dufour**

*„... Räume, gebaut aus Wünschen, gebaut aus Ängsten –  
geheim ist der Faden ihrer Rede, ihre Regeln absurd, ihre  
Perspektiven trügerisch.“*

(Italo Calvino, Die unsichtbaren Städte)

### **Hardy Langer**

Breite rote Pinselbahnen durchbrechen dramatisch das Bildfeld, schwarze Schatten schieben den Horizont in die Ferne, verglüht scheint der Himmel. Hardy Langers Serie „Unter dem Vulkan“ zeigt wunde Natur – eisige Abgründe mit feindlicher Brandung, verwunschene Wüsten in brüchigen, gleitenden Formen und kaltem Licht. In dramatisch wechselnden "Temperaturen" und Aggregatzuständen der Malerei rückt er – so scheint es – den Zorn der Natur in den Fokus.

Vermeintlich unwissende Menschen bewegen sich in der Nähe einer Gefahr, derer wir gewiss sein können: glühende Vulkankegel erscheinen am Horizont oder im Zentrum des Bildes, sie kontrastieren mit den abgewandten Blicken der im Bildraum wie verloren platzierten menschlichen Gestalten. Die 2008 begonnene Serie zeigt eine Höllenreise an oder zu fiktiven Orten, paraphrasiert das grauenhaft *Schwellende* unserer aktuellen politischen Situation. Es sind Bilder aus Fetzen, mit Szenen, die sich in atemberaubender Transparenz wechselseitig durchdringen – fiebrig oszillierende Bewusstseinschichten, erschreckende Parallelwelten aus dem Netz. Langers Bilder „kippen“ oder fließen in den Raum. Einzelne Formen lösen sich wie ein Relief aus dem Malgrund, andere scheinen bodenlos und ohne Halt, versinken und verleihen seinen Arbeiten eine eigene, gebrochene Tonlage. Er nutzt die ganze Bandbreite koloristischen Ausdrucks und spannt – in einem Prozess schwerelosen Gestaltwerdens und Auslöschens ein irritierendes Netz von Bezügen. Inspiriert durch einen großartigen Text der Moderne – der Roman „Unter dem Vulkan“, wurde von

Malcolm Lowry im London der 1940er Jahre wie im Suff niedergeschrieben und ist ein Meisterwerk des „*stream of consciousness*“, ein Stück Literatur von abgründiger Wahrheit und prophetischer Kraft.

Mit großer Sensibilität entwickelt auch Langer in bipolaren Kraftfeldern verstörende Metaphern für die Bedrängnisse, die Zwänge unserer Zeit. Mühelos switcht er von Figuration

zu Abstraktion, kalkuliert die verführerische Kraft von glatter Fläche und gelöster Form, von Ruhe und Bewegung. Die von Empfindungen des Klangs abgründig erfüllte Zeit seines synästhetischen Werks lässt an einen Ausspruch von Jonathan Meese denken: „*Der Vulkan der Kunst wird bald ausbrechen!*“

### **Jean Marc Dufour**

Jean Marc Dufours Miniaturen geben sich spröde und rätselhaft, ohne abweisend zu sein. Ein fragiler Stolz und ein spielerisch ironischer Ernst ist ihnen eigen. Bewusst kalkuliert Dufour mit dem Gefühl der Irritation und des Absurden.

Die kleinen, zierlichen, doch stets theatralen Installationen von Jean-Marc demontieren das Selbstverständliche, denn sie gleichen einem gespenstischen Spiel mit der Abwesenheit des Menschen.

Sind die dunklen organischen Modellierungen ein Gleichnis für körperliche Präsenz – spürbar, berührbar, und doch amorph verklumpt und verknotet, versehrte Relikte aus einer anderen, vergessenen Welt? Mit Formen, die aus dem Inneren zu drängen scheinen und forcierten Konturlinien, die disharmonisch zerbrechen, entstehen kraftvolle Körper. Sie bilden ein seltsam schweres Vis-à-Vis zu Dufours lichtgefüllten Fensterminiaturen.

Im Spannungsfeld von weich wirkendem Stein und harter Metallverstrebung entwickelte Dufour schemenhaft verglaste Fensterformen, die ins Nichts bzw. in den Raum selbst führen. Ihre brachiale Nacktheit trägt die Aura des Verletzten. Die harte Materialität der Metallgestänge versenkt er in weich geschliffenen Steinen von lichthem Kolorit.

Das Glas spiegelt den Betrachter, manchmal jedoch wirkt es auch fast blind. Die geschmeidige Oberfläche des Steins wirkt in ihrer Krümmung wie ein Handschmeichler und hat Anmutungen von Weiblichkeit. Dieser Kontrast verleiht seiner auf säulenartigen Stelen im Gewölbekeller inszenierten Serie eine eigene Spannung.

Das Fenstermotiv rückt das visuelle Erleben in den Fokus. Der Blick aus dem Fenster ist eine anthropologische Grundkonstante des behausten Menschen und übte schon immer große Anziehungskraft auf Künstler aus. Fenster wurden zum Gleichnis der Selbstreflexion. Leon Battista Alberti postulierte in seinem Theorietraktat über die Malerei (*De pictura*) 1435 die Metapher vom Bild als offenem Fenster, das die Wirklichkeit der äußeren Welt einrahmt und ausschnitthaft erfasst. Seine Rahmung ebenso wie die Transparenz und das Spiegelungsvermögen des Glases luden ein zum künstlerischen Experiment mit den Grenzen der Wahrnehmung und erlauben auch noch heute Reflektionen über den Prozess des Sehens selbst. So wird auch bei Dufour in schmerzhafter Brechung das Fenstermotiv zum Inbegriff dessen, was Kunst leisten kann.

### Włodzimierz Szwed

Die Übergänge, die wir im Leben vollziehen, ohne dafür noch einen ausgeprägten Sinn zu haben, sind vielfältig. Das Verlassen eines Raumes. Das Betreten eines anderen. Jedes schwankende Erwachen ist eine *Schwelle* – wer sich die Augen reibt, ist, wie der Wartende, eine Figur des Übergangs. Wer diesen vollzieht, ist bereit zum Sprung, und die Angst davor bewirkt das Zögern. Schwellen erzwingen Langsamkeit und forcieren die Erwartung.

Der Produktionsprozess seiner Bilder ist *schwellenreich*, aufwändig, langsam – ein komplexes Verfahren bildnerischer Reduktion, denn Wlodek Szwed bewegt sich gleichsam am Nullpunkt der Malerei.

Er malt mit Farbe, aber ohne Formen. Er experimentiert mit Zellstoff und Leim, Licht und Schatten, mit Bewegung, Struktur und dem (gelenkten) Zufall. In klaren Richtungsimpulsen verdichten sich vermeintlich parallel geführte Linienstränge zu seriellen Strukturen.

In einem Prozess des Gestaltwerdens und Auslöschens durchbrechen die sich härtenden Zellstofflagen seine im Kern minimalistischen Kompositionen und lassen unkontrolliert Neues entstehen. So kennzeichnet eine vermeintliche Leichtigkeit sein künstlerisches Schaffen, eine schwebende Geometrie, ein leiser Rhythmus – zugleich sieht man Risse, Lücken und mediale Brüche. Szwed zögert nicht, natürliche und künstliche Stoffe – Zellstoff, Graphit,

Gusseisenpulver und Acryl – miteinander zu vermengen. Wichtig ist allein der Ausdrucksgehalt. Er lässt seine Bilder rosten und kalkuliert bewusst mit dem Gefühl von Irritation und Gefährdung. Seine Palette ist asketisch, reduziert auf Weiß, Schwarz und Grün, manchmal Rot und Gelb – immer ein Wechselspiel. Den Flächen in Rot und Gelb, jeweils moduliert durch Graphit, entlockt er seltene Harmonien.

Es sind fugenhaft gebaute Kompositionen – Formulierungen von spielerischer Strenge. Das Un-Dingliche ist Ereignis der Bilder, ein Schließen der Augen – unser Blick führt durch gitterhaft durchbrochene Materie auf eine *Welt hinter den Dingen*. *Jalousien* könnte man sie nennen, Energiefelder, *Schwellen* – Substrate der Wirklichkeit. Fast scheinen manche Blätter wie musikalische Skizzen, grafische Partituren einer unbekannteren Melodie - *ohne Titel* sind sie frei von Narration und symbolischen Formen.

### Maria Gideon

Maria Gideon ist Kosmopolitin. In ihren Collagen jedoch rückt die Welt zusammen. Statt Panoramen aufzuzeigen, zerlegt sie die Welt in visuelle Bruchstücke und entlockt ihr Momente beunruhigender Schönheit. Sie zeigt nicht nur das, was vermeintlich ist, sondern auch das, was sein könnte. Fragmente, Symbole von Kommen und Gehen, Sinnbilder für Vernetzung und den Fluss der Zeit.

Manche meinen, der *physischen Ortlosigkeit* unserer Zeit sei eine *psychologische Ortlosigkeit* gefolgt und es bliebe nur noch die Erinnerung daran, dass es einmal tatsächlich so etwas gab, wie *einen Ort*. Im Werk Maria Gideons entschwinden die Grenzen, subtil inszeniert sie den Sturz des Realen. Echolinien und Resonanzformen, Paradoxa und Kontraste lassen vor unseren Augen ein kunstvoll tanzendes Chaos entstehen, aus dem – um es mit Schlegel zu sagen – „eine Welt entspringt“.

Maria ist Globetrotter, ein globaler Mensch. Die Rückbindung an einen Ort kann bei ihr kaum noch erfolgen, dazu es sind zu viele. Kairo, Berlin, Biel, Florianópolis, Sao Paulo, Rio de Janeiro, Istanbul, Trés de Maio, Prora, Schorndorf, Hamburg So ist gerade ihre Nicht-Zugehörigkeit zu *einem Ort* Normalzustand – ein Privileg, kein Leid! und Quelle künstlerischer Inspiration:

*Ich bin da, wo ich bin.*

Die Künstlerin nutzt in ihren Collagen Orte als ästhetisches Experimentierfeld. In der Motivik dominieren Trash und Architekturelemente – *Straßenfundstücke und Straßenfotografie: sie sammelt beim Fotografieren* – darunter Tetrapacks mit Aufdruck, Fensterreihen, Treppen, Straßenfluch-

ten und namenlose Objekte, die erst durch die künstlerische Syntax eine Aufladung erfahren. Durch Fragmentierung individualisiert und in Materialität gebunden, werden sie zum sensibel gebrochenen Abdruck einer ebenso globalen wie anonymen Gegenwart. Mit subtilen Interventionen und in faszinierender Kombinatorik legt sie verborgene, vielleicht auch vergessen geglaubte Sinnschichten frei und macht – frei nach Paul Klee – *geheim Geschautes* sichtbar.

Sie spielt mit dem Betrachter, stellt ihn auf die Probe. Sie lockt ihn heran und verweigert dann markant das Erzählen, schafft kaleidoskopische Räume, in denen das Auge sich verirrt. Und so steigt immer wieder eine letzte Ahnung von Wirklichkeit im Betrachter auf – doch logische Bildinhalte sind längst außer Kurs gesetzt.

Wenn Regeln notwendig sind, um zu spielen, bedarf es auch des Spiels mit der Regel.  
Maria – mit Verlaub - beherrscht es mit Bravour.

Ich musste unwillkürlich an Walter Benjamin denken, der im Paris der Jahrhundertwende als Flaneur sich bewegte und mit großartiger Beobachtungsgabe bildhafte Eindrücke in der Metropole sammelte – Straßen, Warenhäuser, Menschen. Es gibt überraschende Parallelen zu den *Streifzügen*, zum prozesshaften Werk der jungen Berliner Künstlerin...

Benjamin erwähnte sogar, dass „...die täglichen Streifzüge (...) ein immer rätselhafteres, eindringlicheres Gesicht aufsetzten und heulten nach Art einer kleinen Bestie in meine Nächte, wenn ich sie tagsüber nicht an den entlegensten Quellen getränkt hatte. Weiß Gott was sie anrichten, wenn ich sie eines Tages als Text frei lasse.“ Benjamin wurde *flaniersüchtig* und hinterließ – in entschleunigtem Rhythmus – eine großartige literarische Spurenlese, das „Passagen-Werk“. „*Damals galt es als elegant, beim Promenieren eine Schildkröte mit sich zu führen.*“ Benjamin suchte selten den schnellsten Weg, er verachtete jagende Hast und war bereit, einzutauchen in die Odysseen des Zufalls und der Langsamkeit. Man könnte meinen, Maria Gideon bewegte sich auf seinen Spuren.

### **Charlie Stein & Andy Best**

*Ungesehene Bilder* – allein der Titel ist eine Widerstandsmetapher! Es geht um Malerei und das geschriebene Wort – visionär und rational zugleich verknüpfen Charlie Stein und Andy Best die beiden Wirklichkeitsbereiche unserer Kultur, bezeichnen das Spannungsfeld zwischen Lektüre und inneren Bildern, verweisen auf die Fraglichkeit all dessen, was ist. Ihr Zugang ist investigativ. Mit wachem Auge

suchen sie Grenzerfahrungen und dekonstruieren Künstlermythen.

Schon im 19. Jahrhundert übertrugen nicht wenige Schriftsteller ihre Ängste und Blockaden auf Malerbiografien. So konnten beispielweise Schreibkrisen ausgeleuchtet, neue Wege der Kreativität erkundet und Glücksmomente des Gelingens geschildert werden. Spontan fällt einem Oscar Wildes *Bildnis des Dorian Gray* ein, die Geschichte eines lebendigen Portraits, das an der Stelle des Portraitierten zu altern beginnt. Dorian Gray, all seinen Lastern zum Trotz, bleibt unversehrt schön, sein Bild jedoch offenbart den *"Ausatz der Sünde"*. Wildes Roman, ein großartiger Fin-de-siècle-Selbstbespiegelungstext, zeigt, dass Wortmalereien des Schriftstellers genügen, um Werke zu sehen, die all das überbieten, was uns bislang in Museen oder Kunstmonografien begegnete. Hier zeigt sich, was gute Literatur vermag. *Dorian Gray* war von großem Einfluss und ist nur ein Beispiel. In Proust's *Recherche* finden sich virtuose Sequenzen zur bildenden Kunst: so wird erzählt, dass der Lebewann Swann sich in die Kurtisane Odette tatsächlich erst verlieben konnte, nachdem er bei der Betrachtung eines Bildes von Botticelli der Tiefe seines Verlangens bewusst geworden war – Malerei als Medium.

Eine bemerkenswerte Textpassage findet sich auch bei *David Copperfield* von Charles Dickens:

„*Das war an dem Tag, an dem du die Blumen gemalt hast, die ich dir gegeben hatte, Dora, und als ich dir gesagt habe, wie sehr ich mich verliebt habe.*“ – auch hier geht es um eine Beziehung: er sagt Dora, wie sehr er sie liebt und liebte doch ganz fraglos auch ihre Artigkeit, die, wie es einer Frau damals geziemte, die Häuslichkeit pflegte und Stillleben malte.

Stein und Best ließen ausgewählte Textstellen auf sich wirken und entwickelten im Duo faszinierende Übersetzungen der literarischen Sequenzen. Mittels akribischer Feinmalerei und in fast rituell entschleunigtem Malprozess fanden sie einen spezifischen Sprachduktus und gaben den Bildern *ihre Zeit*. Changierend zwischen Ironie, Pathos und dessen Brechung gelangten sie zu einer besonderen Form der Gegenerzählung, fertigten Sternstunden bildnerischer Narration.

Mein Favorit bleibt das Rennpferd aus *David Copperfield* von Charles Dickens, eine wunderbare *Trouvaille*, die literarisch hinreißend beschriebene Begegnung eines stolzen, spannungsgeladenen Rennpferdes mit der Laszivität einer ungewöhnlichen Frau.

„*Ich weiß, dass wir uns in der Nähe der Bar befanden, wegen dem Geruch von Schnaps und dem Klirren von Gläsern.*“

*Hier lag, ausgestreckt auf einem kleinen Sofa, unter dem Bild eines stolzen Rennpferdes, mit ihrem Kopf dicht am Feuer, während ihre Füße versuchten den Senf vom Speiseaufzug auf der anderen Seite des Raumes herunter zu stoßen, Mrs. Micawber.“*

*Erkenntnis*, so Walter Benjamin, gibt es nur blitzhaft.

Wlodzimierz Szwed, Maria Gideon, Charlie Stein und Andy Best, Jean-Marc Dufour und Hardy Langer legen nichts fest, drängen nichts auf. Ihre Arbeiten geben dem Betrachter Raum und lassen ihn frei atmen, *selbst erkennen*. Denn das eigentliche Rätsel, auf das ihr Werk mit Nachdruck verweist, ist, dass das *nicht Gezeigte* zählt.

Ricarda Geib M.A.  
Stuttgart, im September 2018